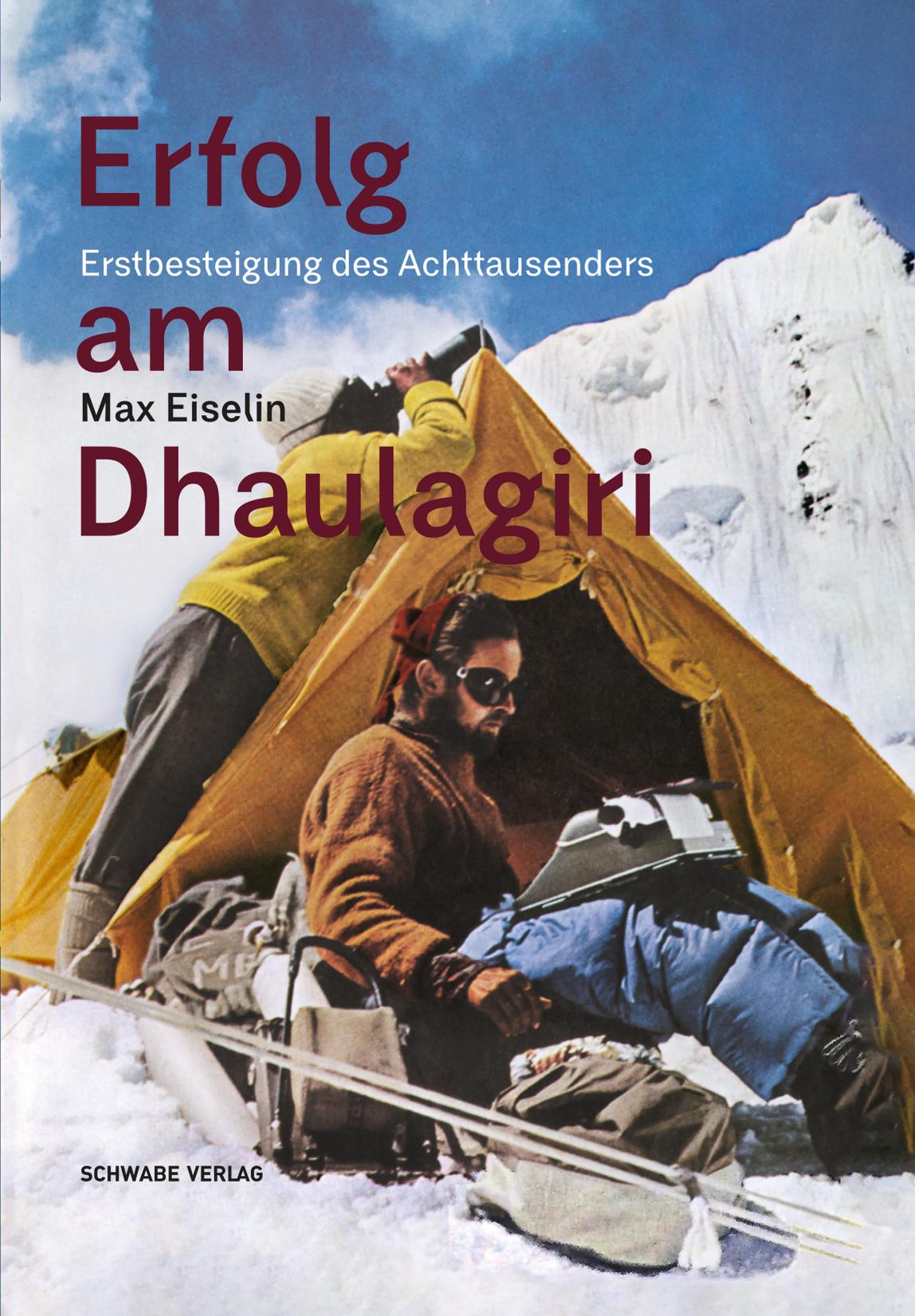


Erfolg



Erstbesteigung des Achttausenders

am

Max Eiselin

Dhaulagiri

SCHWABE VERLAG



Max Eiselin

Erfolg am Dhaulagiri

Erstbesteigung des Achttausenders

Schwabe Verlag



Zuerst erschienen 1960 im Orell Füssli Verlag, Zürich.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 Schwabe Verlag, Schwabe Verlagsgruppe AG, Basel, Schweiz

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschließlich seiner Teile darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in keiner Form reproduziert oder elektronisch verarbeitet, vervielfältigt, zugänglich gemacht oder verbreitet werden.

Abbildung Umschlag: Min Bahadur Sherchan und Max Eiselin im Lager II auf dem Dhaulagiri-Nord-ostcol

Abbildungen Innenteil: Privatbesitz Max Eiselin

Lektorat: Anna Ertel, Göttingen

Bildredaktion: Peter Diener und Andreas Eiselin

Cover: Christoph Schall, Berlin

Layout: icona basel gmbh, Basel

Satz: 3w+p, Rimpar

Druck: Hubert & Co., Göttingen

Printed in Germany

ISBN Printausgabe 978-3-7965-4791-1

ISBN eBook (PDF) 978-3-7965-4870-3

DOI 10.24894/978-3-7965-4870-3

Das eBook ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und erlaubt Volltextsuche. Zudem sind Inhaltsverzeichnis und Überschriften verlinkt.

rights@schwabe.ch

www.schwabe.ch

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung	13
1. Kapitel Der Weiße Berg	
Mein erster Versuch – Entdeckung der «neuen Route» – Die Expeditionen der Franzosen, Argentinier, Deutschen und Schweizer	15
2. Kapitel Wir kommen wieder!	
Die neue Expedition wird geboren – Verschüttet in der Eishöhle – Rückzug	23
3. Kapitel Ein Gletscherflugzeug muss her!	
Dhaulagiri für 1959 bereits vergeben – Wer nichts riskiert, gewinnt nichts – Frühzeitige Vorbereitungen	33
4. Kapitel Die 13 vom Dhaulagiri	
Auswahl der Bergsteigermannschaft – Vorbereitungen der Fliegerei – Die Flugzeugbesatzung	37

5. Kapitel Die Österreicher packen den Nordostsporn

Zu frühe Gratulation – Heini Roiß stirbt in der Gletscherspalte –
Dramatischer Rückzug – Das Weihnachtsgeschenk aus
Kathmandu 45

6. Kapitel Mit dem «Yeti» zum Dach der Welt

Das einmotorige Flugzeug über dem offenen Meer – Saloniki will uns
nicht – Athen – Unprogrammgemäße Routenänderung – Von Rhodos
nach Zypern – Verdutzte Arabergesichter 53

7. Kapitel Über der Wüste

Ein legendärer Flugplatz – Im Lande Harun al Raschids – Ein
gastfreundlicher Schwede – Unter Menschenhändlern – Bei den
Verbannten von Jiwani – Der Funk versagt 67

8. Kapitel Wieder im Himalaya

Dem Amtsschimmel ein Schnippchen geschlagen – New Delhi –
Wiedersehen mit dem Dhaulagiri – Endlich in Nepal – Unsere
Sherpas 81

9. Kapitel Im Reiche der Achttausender

Erster Kontakt mit unserem Berg – Anmarschstrategie –
Bruchlandung – Die Expedition wird vollzählig – Staub, Hitze und
Moskitos – Wir zügeln nach Pokhara – Eine Rosskur – Auf dem
Dambuschpass – Erstbesteigungen als Training – Landung auf
5700 Metern – Dramatischer Start des «Yeti» – Weltrekord und
Notlandung – Bange Zeiten – Schwere Rückschläge 103

10. Kapitel Der «Yeti» fliegt wieder – und geht unter

Wieder bei den Kameraden – Unerwartete Fortschritte – Kein Sauerstoff – Das «Dhaulagiri-Wetter» – Rückzug 400 Meter unter dem Gipfel – Unser Flugzeug ist abgestürzt – Suchaktion großen Stils – Das Abenteuer der beiden Piloten 173

11. Kapitel Der 13. Mai

Wettrennen mit dem Monsun ... und den ausgehenden Vorräten – Sechs Mann brechen auf – Die heimtückische Gletscherspalte – Die Hochlager – Auch der zweite Ansturm scheitert – Unvermuteter Nachtbesuch – Rendezvous unter dem Eisüberhang – Die große Überraschung – Im Adlerhorst – Auf dem Dach der Welt 223

Max Eiselin im Gespräch 267

Vorwort

von *Benedikt Böhm*

Es entzieht sich meiner Vorstellungskraft – vermutlich der von uns allen. Es ist der 13. Mai 1960, ein Freitag um elf Uhr, als der Schweizer Albin Schelbert – dicht gefolgt von seinen Expeditionskameraden – als erster Mensch den 8167 Meter hohen Gipfel des Dhaulagiri erreicht. Der siebthöchste Achttausender und zu dieser Zeit höchste unerreichte Berg der Welt. Ein Unterfangen, das erst durch den Mut, den Willen und die Vision eines wahren Pioniers des Bergsports möglich wurde: durch den damals 28-jährigen Max Eiselin.

Getrieben von seiner unbändigen Neugierde, einem beispiellosen Antriebe und der Fähigkeit, sich nicht von Rückschlägen aufhalten zu lassen, ermöglicht der Luzerner als Expeditionsleiter die Erstbesteigung des Dhaulagiri. 1958 schien diese Expedition noch ein Himmelfahrtskommando zu sein: Damals stand Eiselin schon einmal im Schatten des «Weißen Berges», wie der Himalaya-Riese von Einheimischen genannt wird. Doch die extremen Wetterverhältnisse zwangen ihn zum Umkehren. Ein herber Rückschlag angesichts der Tatsache, dass zu dieser Zeit zahlreiche Nationen darum kämpften, als erste auf dem Gipfel zu stehen und in die Geschichte einzugehen.

Trotz allem gab der Luzerner nicht auf: Schon auf dem Heimweg plante er den nächsten Versuch. Als private Unternehmung mit persönlicher Haftung organisierte der gelernte Kaufmann und passionierte Bergsteiger eine Expedition, die in jeglicher Hinsicht zur Pionierarbeit wurde: Nicht nur, dass er dafür eine Route wählte, die noch nie zuvor begangen worden war, auch bei der Logistik entschied er sich für einen Weg, der damals vollkommen töricht zu sein schien und der die Blicke der Welt auf sich zog: Eiselin organisierte das einmotorige Kleinflugzeug «Yeti», das die 13-köpfige Crew von der Schweiz bis Nepal flog – zudem stellten die beiden Piloten Saxer und Wick einen Höhenweltre-

kord im Gletscherlanden auf, der zweifelsohne in die (Alpin-)Geschichte einging.

Ich habe mehrfach das Privileg gehabt, in die eisigen Höhen des Himalaya vordringen zu dürfen – ob bei der Expedition zum Dhaulagiri VII (7246 m), zum Manaslu (8163 m) und Gasherbrum II (8034 m) oder zuletzt zum Himlung Himal (7126 m). Doch wie es sich angefühlt haben muss, in komplett unbekannte Gefilde vorzudringen, welche Sorgen und welche immense Verantwortung Max Eiselin hatte oder vor welchen Gefahren die Pioniere von damals standen, kann ich heute als «moderner» Bergsteiger kaum umreißen. Detailliertes Kartenmaterial gab es nicht, der Funkkontakt in den 60er Jahren war ein Glücksspiel.

Umso wichtiger sind solche Pioniere für mich, für Bergsteiger – für die ganze Gesellschaft. Voller Hochachtung und Wertschätzung blicke ich zu Personen wie Max Eiselin auf: Trotz widriger Umstände hat er seinen eigenen Weg gefunden, Ängste überwunden und sich von Niederlagen nicht aufhalten lassen. Pioniere wie er haben den Mut, unkonventionelle Wege zu gehen, und eröffnen uns neue Welten, neue Perspektiven. Vor allem in der heutigen Zeit braucht es – ob im Bergsport oder im Alltag – solche Vorbilder. Menschen, die sich trauen gegen Widerstände zu kämpfen, Herausforderungen anzunehmen und Dinge anzupacken, die schier unmöglich scheinen.

Der Antrieb, neue Wege einzuschlagen, charakterisiert nicht nur den Bergsteiger Max Eiselin, sondern ebenso den Geschäftsmann: 1954 gründete Eiselin einen Versandhandel mit Bergsportfachartikeln, wenig später eröffnete er das erste Schweizer Bergsportgeschäft mit zahlreichen Standorten. Damit hat der Luzerner nicht nur Beruf und Berufung in Einklang gebracht, sondern ist erneut mit beispielhafter Entschlossenheit ins Ungewisse gestartet. Umso stolzer macht es mich, dass wir mit der Oberalp Group das inzwischen letzte Eiselin-Geschäft in Lörach übernehmen durften – und uns so von einem wahrlich großen Pionier den Weg weisen lassen.

Denn – davon bin ich überzeugt – nur dank Menschen wie Eiselin, die mit Kreativität, Eigeninitiative und Furchtlosigkeit eigene Wege gehen, können wir als Gesellschaft wachsen und neue Herausforderungen stemmen. In diesem Sinne möchte ich die Vorkämpfer:innen vergänge-

ner Generationen genauso wie zukünftige Wegbereiter:innen honorieren. Sie inspirieren uns, sie leiten uns – und zeigen uns, dass Unmögliches möglich ist.

Damit wünsche ich Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, viel Freude bei dieser wahrlich inspirierenden und außergewöhnlichen Geschichte.

Benedikt Böhm, Extrembergsteiger und -skifahrer, hat sich auf Geschwindigkeit spezialisiert: Regelmäßig unternimmt er Speed-Ski-Expeditionen; 2012 bestieg er den Manaslu in einer Rekordzeit von nur 23,5 Stunden. Daneben engagiert er sich für den Umwelt- und Tierschutz und ist internationaler Geschäftsführer der renommierten Outdoormarke Dynafit und im Vorstand der Oberalp-Gruppe tätig. Böhm lebt mit seiner Familie bei München.



Kurt Diemberger



Peter Diener



Norman Dyhrenfurth



Ernst Forrer



Georg Hajdukiewicz



Jean-Jacques Roussi



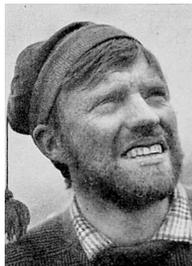
Albin Schelbert



Adam Skoczylas



Ernst Saxer



Michel Vaucher



Hugo Weber



Emil Wick



Min Bahadur Sherchan



Max Eiselin



Sirdar Ang Dawa

Einleitung

Die schweizerische Himalaya-Expedition 1960 zum 8222 Meter hohen Dhaulagiri, dem bis dahin höchsten noch unbestiegenen Berg der Erde und vorletzten Achttausender, war eine rein bergsteigerische Expedition ohne wissenschaftliche Aufgaben, die ich als privates Unternehmen ohne staatliche Beihilfe, jedoch mit der Unterstützung zahlreicher Freunde und Firmen durchführte. Ohne die selbstlose Hilfe dieser Kreise wäre die Expedition nicht zu denken gewesen, und ich möchte unseren Förderern auch an dieser Stelle meinen Dank aussprechen.

Dieses Buch soll ein Dokument über die Erstbesteigung des Dhaulagiri sein. Die Fotos wurden ausschließlich von meinen Expeditionskameraden aufgenommen, und für die Abfassung des Textes stützte ich mich außer auf die eigenen Erlebnisse hauptsächlich auch auf die Berichte meiner Kameraden Ernst Saxer, Peter Diener, Ernst Forrer und Albin Schelbert.

Kriens-Luzern, im September 1960

Max Eiselin

1. Kapitel

Der Weiße Berg

Tief hängen die Wolken über dem einsamen, wilden Talkessel des Mayanghdi-Khola. Undeutlich und verschwommen sieht man da und dort hinter den flink vorübertreibenden Nebelschwaden eine schroffe Felswand. Doch im Nu ist sie wieder vom alles verschluckenden Grau verdeckt. In den Flanken des Dhaulagiri wüten die Lawinen, und auf den Gletschern herrscht Sturm.

Das ist das «Dhaulagiri-Wetter».

Schon tagelang pfeift ein orkanartiger Wind um Gipfel und Grate. Dhaulagiri, Dhaula-Himal, Breithorn und Tuktschespitze, ja sogar die sanften Geröllhänge des Franzosenpasses sind unsichtbar geworden. Ein undurchdringliches Grau ist an ihre Stelle getreten.

Fröstelnd gehe ich ins Zelt zurück. Heute ist der 15. Mai 1958. Das Datum stimmt mich nachdenklich. Denn es wird nicht mehr lange dauern, bis der Monsun jedes Vordringen am Berg verunmöglicht. Die Stürme werden dann noch fürchterlicher, noch grausamer die ungeschützten Zelte peitschen, und der Neuschnee wird in ungeheuren Massen die kahlen Steilflanken hinunterrauschen. An ein Weitersteigen ist nicht mehr zu denken, wenn der wütende Monsunsturm einem die Eiskristalle wie Nadelspitzen ins Gesicht peitscht und wenn der Körper vor Kälte zu erstarren droht. Selbst ein Rückzug wird dann zu einem Problem werden.

Sogar hier unten im Basislager wissen wir die Geborgenheit des Zeltes, die behagliche Wärme des daunengefüllten Schlafsacks zu schätzen. Neben mir im Zelt liegt Georg. Sein voller Name lautet Georg Hajdukiewicz. Er ist in Polen zu Hause und Chirurg von Beruf. Mit seinen 41 Jahren ist unser Expeditionsarzt der Ältteste der ganzen Gesellschaft und so etwas wie unser «Expeditionsvater».

Wider Erwarten hellt es gegen den Nachmittag hin etwas auf. Tief eingeschneit ist die Welt um uns. Für kurze Momente wird auch der

Gipfel des Dhaulagiri frei, und wir können die mächtige Felsbastion der «Birne» erkennen, jene berüchtigte Wandstelle, oberhalb welcher der Berg in senkrechten Felstürmen steil hinaufragt. Noch nie kam eines Menschen Fuß über diese Felstürme hinaus, noch keiner Expedition gelang es, dieses Bollwerk zu nehmen.

Mit dem Feldstecher suchen wir die Hänge des Dhaulagiri ab, doch vergeblich forschen wir nach Spuren im Schnee. Unsere Kameraden in den Hochlagern droben müssen in letzter Zeit zur Untätigkeit verdammt gewesen sein. Wir können uns das nur zu gut vorstellen. Das Dhaulagiri-Wetter richtet sich nicht nach Bergsteigerwünschen.

Die kurze Aufhellung veranlasst uns zu einem Spaziergang in die Umgebung unseres Lagers. Es ist bitterkalt. Mit dicken Wollhandschuhen und Rentierfellstiefeln versehen, machen wir uns in Richtung Franzosenpass auf den Weg. Wir befinden uns auf der ebenen Zunge des Mayanghdigletschers; nicht weit unter uns wird der schäumende Mayanghdi-Khola geboren, der beim Dorfe Beni in den Kali-Gandaki fließt.

Der Gletscher ist hier spaltenlos und meistens mit unansehnlichem Geschiebe überdeckt. Riesige Moränen säumen seinen Rand, und Felsblöcke von gigantischen Ausmaßen liegen verstreut herum. Die Bewegung tut uns gut. Schon seit zwei Tagen sitze ich im Basislager, Georg sogar noch länger. Mit Dawa Tensing, dem Sirdar unserer Sherpas, bin ich abgestiegen, um eine Postläuferkolonne zu organisieren und die letzten Berichte unseres Unternehmens nach Hause zu senden. Schon lange haben wir von «drunten» keinen Bericht mehr erhalten. Denn unsere Postläufer hatten herzlich wenig Verständnis für uns und kamen den zwei Wochen langen Weg zum Basislager zurück, ohne dass es ihnen eingefallen wäre, auf die ankommende Post zu warten! Sie gaben unsere Briefe beim Flugplatz von Pokhara einfach ab und hatten damit ihre Pflicht getan.

Wir machen einen leichten Bogen auf den «Eiger» zu. So taufte ich eine fast 2000 Meter hohe Felswand, einen Sockel des Dhaulagiri, der von unten wie ein selbstständiger Gipfel aussieht. Seine Form hat täuschende Ähnlichkeit mit unserem Berner Oberländer Riesen, ja sogar



Basislager im Mayanghdital am Fuße der «Eigerwand». Im Hintergrund der zerklüftete Mayanghdigletscher.

den Steinschlag scheint er seinem Vorbild in den Alpen abgeschaut zu haben.

Dort, wo der wilde Eisbruch des Mayanghdigletschers mit den endlosen Schuttfeldern des Franzosenpasses zusammenfließt, erhebt sich ein hoher Gletschertisch aus der Stein- und Eiswüste. Ihn haben wir zum Ziel des heutigen Ausflugs erkoren. Zwei mächtige Granitplatten türmen sich auf einem schlanken Sockel aus Eis. Das ganze zerbrechliche Gebilde droht zwar, wie ein Kartenhaus in sich zusammenzustürzen, aber wir wollen es trotzdem ersteigen. Die Rucksäcke lassen wir auf dem Gletscher zurück und schieben uns dann vorsichtig die steile Granitkante hinauf. Droben ist eine ungefähr ein Quadratmeter große Plattform, von der wir unsere Beine ins Leere hinunterbaumeln lassen. Unser «Gipfel» erinnert mich an den Hinter Feldschijen in den Urner Alpen, von dem ich vor Jahren auch einmal die Beine herunterbaumeln ließ.

Die Nebel lösen sich öfters auf, hie und da scheint sogar die Sonne. Gerade vor uns erhebt sich der zerrissene Abbruch des Mayanghdiglet-

schers, ein wahrer Wirrwarr von grünlich schimmerndem Blankeis. Und gleich dahinter, aber in unwirklicher Ferne, steigt ein schneeweißer Grat zum Himmel. Beide wissen wir um diesen Grat, und wir ahnen beide das Gleiche: dieser Grat könnte der Schlüssel zum Gipfel des Dhaulagiri sein! Es ist der Nordostsporn, der bisher noch nie begangene, weit nach Tibet hineinschauende Eckpfeiler des Weißen Berges! Eine wahre Himmelsleiter!

Vor fünf Jahren bahnte sich Bernhard Lauterburg, der Leiter einer schweizerischen Dhaulagiri-Expedition, die durch den Akademischen Alpenclub Zürich durchgeführt wurde, mit zwei Begleitern erstmals einen Weg durch den gefährlichen Eisbruch. Die Erkundigung des Mayanghdigletschers war ein voller Erfolg, denn noch am gleichen Tage standen Lauterburg und seine Gefährten als die Ersten auf dem 5700 Meter hohen Dhaulagiri-Nordostcol. Damit befanden sie sich unmittelbar am Fuß des Dhaulagiri-Nordostgrates. Sie beschrieben den Nordostcol als riesiges, spaltenfreies Gletscherplateau, äußerten sich aber skeptisch über den Nordostsporn. Und ihre Expedition hatte sich tatsächlich auch für die «Birnen»-Route, die Nordwestflanke des Berges, entschieden. Den weit günstigeren Nordostsporn ließen sie links liegen ...

Schon längst hat es wieder zu schneien begonnen, und «unser» schneeweißer Grat ist hinter dichten Nebelschwaden verschwunden. Aber wir bleiben immer noch fröstelnd auf dem Gletschertisch sitzen und schmieden kühne Pläne. Wenn es nach uns ginge, so hätte sich die Expedition nicht in den Felsen über der «Birne» festgebissen; die Zeltlager würden nicht in der Nordwestflanke, sondern um den Dhaulagiri-Nordostcol herum stehen. Heute aber ist ja bereits der 15. Mai, zu spät, um auch nur geringste Verschiebungen in der Routenwahl vorzunehmen. In zwei Wochen kann der Monsun hier sein, wir haben keine Chance mehr. Das Einzige, was wir noch tun können, ist, unser Bestes einzusetzen, um auf der «Birnen»-Route doch noch vorwärtszukommen. Aber es ist ein hoffnungsloses Unterfangen, und der Gedanke an die falsche Routenwahl birgt die Gefahr in sich, jede Initiative zu verlieren.



Nordostcol des Dhaulagiri, mit Aufstiegsroute über den Nordostsporn.

Vor acht Jahren war es, im Mai 1950, als sich die eindeutig beste je am Dhaulagiri tätige Expeditionsmannschaft in dieser Gegend befand. Der Angriff auf den Weißen Berg galt damals noch als Sensation, war doch noch niemand je vorher auf dem Gipfel eines Achttausenders gestanden. Unter Leitung des Parisers Maurice Herzog aber fand sich eine Schar kühner Bergsteiger zusammen, die sich in den Kopf setzten, das unbekannte Abenteuer zu wagen. Männer wie Lionel Terray und Louis Lachenal, Gaston Rébuffat und Doktor Oudot mühten sich wochenlang im unwirtlichen und damals noch gänzlich unbekanntem Dhaulagiri-Gebiet ab. Unmenschliche Strapazen mussten sie durchmachen, bis sie auch nur an den Fuß ihres Traumberges gelangten. Am 2. Mai überschritten sie einen 5200 Meter hohen, unbekanntem Pass, der später nach ihnen Franzosenpass benannt wurde. Dort mussten sie eine bittere Enttäuschung erleben: der Dhaulagiri erhob sich in furchterregender Steilheit vor ihnen, und seine Flanken erschienen den wahrlich schon allerhand gewohnten Alpinisten dermaßen gefährlich, dass sie nur das eine Wort fanden: «Unmöglich!». Niedergeschlagen stiegen sie die

Steilflanken des Dambuschpasses nach Tuktsche hinunter und suchten sich ein neues Ziel: die Annapurna. Und am 3. Juni 1950, mittags um zwei Uhr, standen Maurice Herzog und Louis Lachenal auf dem Gipfel des ersten Achttausenders. Der Kampf um die höchsten Berge der Erde trat damit in ein neues Stadium ein – der erste der 14 Achttausender war bestiegen und damit das Signal zur Besteigung der übrigen 13 gegeben.

Zwei Jahre lang hatte der Berg Ruhe. Dann, in der Vormonsunzeit des Jahres 1953, rückte Bernhard Lauterburg mit der Mannschaft des Akademischen Alpenclubs Zürich nach. Ähnlich wie schon die Franzosen mussten auch die Schweizer härteste Pionierarbeit leisten. Zwar wusste man jetzt wenigstens, wo der Berg überhaupt steht, aber er war noch immer gänzlich unerforscht. Noch kein Meter war erstiegen, nicht einmal an seinem Fuße hatte je ein Alpinist gestanden. Diese Expedition wählte einen anderen Zugangsweg. Die Steilhänge des Dambuschpasses sind bis weit in den Sommer hinein schneebedeckt und für die einheimischen Träger, «Kulis» genannt, unbegehrbar, während die wilde Dschungelschlucht des Mayanghdi-Khola einen besseren Zugang versprach. Aber auch dieser Weg hatte seine Tücken. Zwar war er frei von Lawinen. Doch im steilen Dschungeldickicht kam die Expedition kaum vom Fleck. Mit Buschmesser und Kukri, dem Bajonett der Gurkhasoldaten, musste der Weg gebahnt werden, bis die Expedition endlich bei den letzten Birken von Tsaorabon, der 3800 Meter hoch gelegenen Waldgrenze, anlangte. Und nachdem der Zugang zum Berg glücklich gefunden worden war, galt es erst noch, eine Aufstiegsroute ausfindig zu machen. André Roch, der bekannte Genfer Alpinist, bestieg im Punkt 6000 der Dhaulahimal-Kette einen vorzüglichen Aussichtspunkt. Obwohl er die Erfolgsaussichten sehr pessimistisch beurteilte, kam die Expedition gut vorwärts, ja sie erreichte sogar in einem unwahrscheinlich schnell anmutenden Tempo eine Höhe von 7600 Metern. Dort mussten Ruedi Schatz (der zur Elite der schweizerischen Bergsteiger zählt) und Peter Braun umkehren. Die Schwierigkeiten im Fels erwiesen sich für Himalaya-Verhältnisse als zu groß, und Zeit für das Suchen einer besser geeigneten Route war nicht mehr vorhanden. Während den Franzosen des Jahres 1950 das Verdienst zufällt, den Zugangsweg zum Dhaulagiri

von der Tuktscheseite her gesucht und gefunden zu haben, waren es die Schweizer, die die Mayanghdiseite des Berges erforschten und zugleich erstmals einen ernsthaften Besteigungsversuch unternahmen. Dass dieser kaum glücken konnte, war eigentlich schon im Voraus klar. Denn für den Gipfel eines Achttausenders, insbesondere von der Schwierigkeit des Dhaulagiri, braucht es das Teamwork einer ganzen Reihe von Expeditionen, und erst recht, wenn noch nicht einmal die Zugangswege erforscht sind.

Von nun an erhielt der Dhaulagiri fast jedes Jahr Besuch. Aber keine der nachfolgenden Expeditionen brachte auch nur annähernd eine Pionierleistung zustande, wie sie den Franzosen und den Schweizern unter Bernhard Lauterburg gelungen war. Niemand wollte vom Rückzug von Ruedi Schatz und Peter Braun lernen, im Gegenteil versteiften sich alle auf die «Birnen»-Route und gelangten dabei doch nur um wenige Meter höher.

Die Argentinier lieferten in den Jahren 1954 und 1956 ein hartnäckiges Ringen. Sirdar der Sherpas war Pasang Dawa Lama aus Darjeeling, ein Sherpa mit erheblicher Bergerfahrung und sportlichem Ehrgeiz. Der nach Argentinien ausgewanderte Österreicher Gerhard Watzl ergänzte die Mannschaft der erfahrenen Andinisten. Obwohl sie alles daransetzten, die enormen technischen Schwierigkeiten des Berges zu überwinden, gab sich der Dhaulagiri auch ihnen nicht geschlagen. Ja, der Expeditionsleiter, der forsche Draufgänger Francisco Ibañez, musste den Besteigungsversuch sogar mit dem Leben bezahlen.

Zwischen den beiden argentinischen Expeditionen fand 1955 eine durch Martin Maier aus München geleitete Expedition deutscher und schweizerischer Bergsteiger statt. Martin Maier zählte vor 20 Jahren zu den besten deutschen Alpinisten und führte unter anderem mit dem Münchner Peters die Erstbegehung der gewaltigen Nordwand der Grandes Jorasses durch, was damals in der alpinen Welt Aufsehen erregte. Aber seine Expedition stand unter einem schlechten Stern. Die Mannschaft war schon im Anmarsch zum Berg uneinig und zerrissen, es fehlte eine feste Führung, und an den bergsteigerischen Fähigkeiten einiger Teilnehmer wurde in weiten Kreisen ernsthaft gezweifelt. So zog sich denn der bekannte deutsche Bergsteiger Toni Hiebeler, der dieser

Expedition hätte beitreten sollen, gleich am Anfang zurück, und die Expedition erreichte denn auch nicht einmal die Höhe des vorherigen argentinischen Besteigungsversuches. Dass dieser Expedition dann noch das Geld für die Heimreise ausging, sodass ihr der Deutsche Alpenverein helfend beispringen musste, vervollständigt nur das Bild eines Unternehmens, das im Voraus zum Scheitern verurteilt war.

2. Kapitel

Wir kommen wieder!

Es wird kälter; auf unseren Kleidern sammelt sich langsam ein dichter Pelz von Schneeflocken an. Vorsichtig lassen wir uns die steile Granitkante hinunter, nehmen unsere Rucksäcke wieder auf und gehen ins Lager zurück. Unser Sirdar Dawa Tensing erwartet uns dort. Er hat uns eine herrliche Suppe aus «Dal», das ist das nepalesische Wort für Linsen, zubereitet. Lange sitzen wir heute Abend ums Lagerfeuer und besprechen unsere Lage. Wir wollen morgen nochmals aufsteigen, um die Kameraden in den Hochlagern abzulösen. Doch wir sind jetzt schon sicher, dass auch unsere Expedition nur die Kette der bisherigen erfolglosen Versuche verlängern wird. Alle Vorbereitungsarbeiten, der unglaubliche Aufwand jedes Einzelnen von uns werden an der Steilwand oberhalb der «Birne» zum Scheitern kommen. Um diese Felsstufe überwinden zu können, brauchte es wenigstens eine halbe Woche andauernd gutes Wetter. Und das ist am Dhaulagiri nie der Fall.

Aber all die Opfer, die wir während der vergangenen zwei Jahre wegen dieser Expedition auf uns genommen haben, die völlig mit Vorbereitungsarbeiten ausgefüllte Freizeit, in der wir nicht einmal zum Bergsteigen kamen, sollen nicht vergebens gewesen sein. Auch Georg ist dieser Ansicht. Darum beschließen wir, nächstes Jahr wiederzukommen. Eines ist klar: als Aufstiegsroute kommt nur der Nordostsporn infrage. Sogar über die Zusammensetzung der Mannschaft sprechen wir an diesem Abend. Vorschlag um Vorschlag fällt, und schließlich einigen wir uns darauf, dass ich die gesamten organisatorischen Arbeiten der neuen Expedition allein durchführen soll und auch für die Finanzierung zu sorgen habe. Bei der Auswahl der Mannschaft sollen organisatorische Fähigkeiten oder Geld keine Rolle spielen, es soll endlich eine Gruppe zustande kommen, die bergsteigerisch ihren Mann stellen und jeder Kritik standhalten kann.



Lager II, auf dem Nordostcol. Zu sehen sind Max Eiselin (links) und Min Bahadur Sherchan.

Schon am nächsten Morgen geht ein Brief ans Außenministerium Nepals ab, worin ich um eine Bewilligung für das Jahr 1959 nachsuche. Irgendwo las ich etwas von einer geplanten italienischen Expedition, dann wieder hörte man von Engländern und Österreichern, die am Dhaulagiri interessiert seien. Also ist es unsere erste Aufgabe, uns den Berg zu sichern. Beim Dhaulagiri ist das gar nicht so leicht, da er der höchste noch unbestiegene Berg der Erde und einer der letzten zwei Achttausender ist! Jedenfalls legen wir den Postläufern, die morgen die Mayanghdi-Khola-Schlucht hinunterwollen, ans Herz, für die Post diesmal besonders Sorge zu tragen.

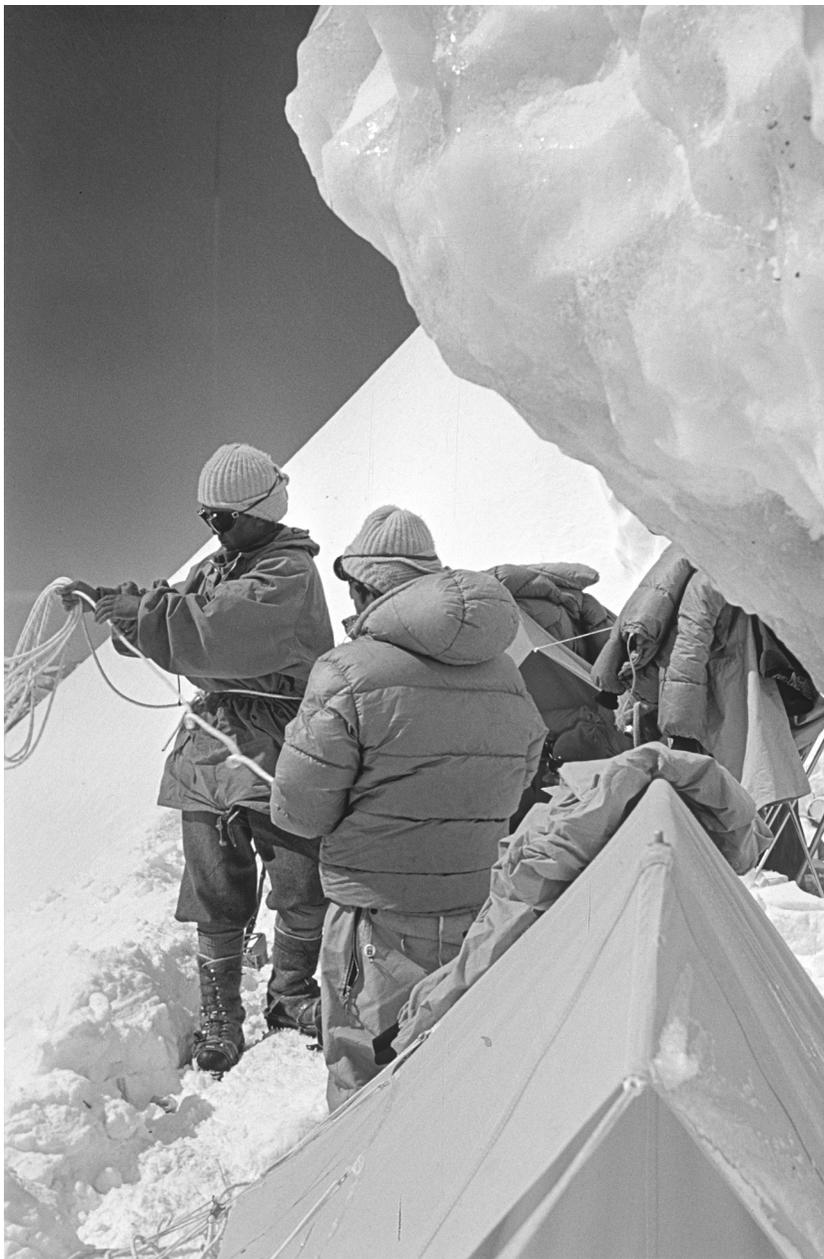
In hüfttiefem Neuschnee bewegen wir uns direkt zu Lager II hinauf, nachdem wir auf Lager I eine kurze Mittagsrast gehalten haben. Dichter Nebel und Schneefall umgeben uns ständig, und das kleine Zelt von Lager II ist unter dem Schnee fast begraben. Der Petrolkocher funktioniert nicht mehr, sodass es diesmal eine recht ungemütliche Nacht wird, aber

morgen werden wir ja ins Hauptlager aufsteigen, wo von allem zur Genüge vorhanden ist.

Drei Tage später schon übernachtete ich mit Georg und einer ganzen Sherpakolonne in der Eishöhle von Lager IV, auf 6450 Metern Höhe. Diese Eishöhle ist sehr bequem. Die trockene Luft hier oben sorgt dafür, dass jede Feuchtigkeit sofort absorbiert wird, sodass das lästige Tropfen, das wir von den Schneehöhlen unserer Alpen her kennen, gar nicht entstehen kann. Der Höhleneingang wird mit einer Zeltplache abgeschlossen, sodass draußen der tollste Sturm wüten kann, ohne uns in der gemütlichen Unterkunft auch nur im Geringsten zu stören.

Die Sherpas sind vom Weiteraufstieg nicht sehr begeistert. Nur mit Mühe bringen wir sie aus ihren Schlafsäcken. Um sieben Uhr stehen wir vor der Höhle und beginnen mit dem Aufstieg. Georg, ein alter Fuchs in den Bergen, riecht schlechtes Wetter in der Luft. Er meint, ein Weiteraufstieg nütze nichts mehr, man solle im Gegenteil so schnell wie möglich die Steilhänge zu Lager III hinuntersteigen, noch bevor Lawinen alles unsicher machen. Ich bin aber nicht dafür, gleich den Rückzug anzutreten, und will wenigstens noch einen Versuch unternehmen. Doch Georg lässt sich nicht umstimmen und geht schließlich allein zu Lager III zurück, während ich mit den Sherpas den Aufstieg fortsetze. Ich kann Georg ruhig allein ziehen lassen, denn die Flanke ist völlig spaltenlos, und zudem können ihm einige der vielen in Lager III anwesenden Kameraden entgegengehen.

Kaum zwei Stunden vergehen, da beginnt es zu schneien. Immer dichter werden die Flocken. Wir haben noch nicht einmal die Hälfte des Schneecouloirs zu Lager V hinauf unter uns gebracht, da muss auch ich meinem Kameraden recht geben. Ich heiße die Sherpas ihre Lasten abstellen und zu dritt ohne Lasten zu Lager V aufsteigen, um dort wenigstens die wertvollsten Dinge zusammenzupacken, vor allem die Funkgeräte und Sauerstoffflaschen. Indessen trage ich mit Pasang Söna die Lasten zu Lager IV zurück. Wir sind noch nicht lange dort und gerade damit beschäftigt, für unsere Kameraden Tee zu kochen, als es auf einmal dunkel um uns wird. Wie ein kräftiger Wasserstrahl wird mit riesigem Druck Schnee in die Höhle hineingeschleudert, und im Nu sind wir verschüttet. Dann wird es mäuschenstill. Von Pasang sehe ich nir-



Lager III

gends etwas. Stockdunkel ist's, und auf mein Rufen bekomme ich keine Antwort. Im letzten Augenblick vor der Verzweiflung kann ich eine Taschenlampe finden. Sie brennt noch. Im fahlen Licht der schon schwach gewordenen Batterie entdecke ich vor mir eine gelbe, vom Schnee fast zugedeckte Masse. Es ist Pasang. Keinen Laut gibt er von sich, aber er lebt. Benommen erhebt er sich und weiß wohl gar nicht, was geschehen ist. «Avalanche, Pasang!», schreie ich ihn an, denn es ist klar, dass nichts als eine gewaltige Lawine unseren Höhleneingang verschüttet haben kann. Welche Kräfte so eine Lawine zu entwickeln vermag, wird mir klar, als ich sehe, dass der Schnee bis in die tiefsten Winkel unserer Höhle eingedrungen ist. So rasch als möglich müssen wir dieser Mausefalle entrinnen, sonst bleiben wir lebendig begraben. Die Lawine muss das «Birnen»-Couloir heruntergefegt sein, und wahrscheinlich sind auch unsere Kameraden nicht ungeschoren davongekommen. Draußen, an der Oberfläche, wird man uns brauchen können. Aber der Schneerutsch hat ganze Arbeit geleistet. Der Höhlenausgang ist mit der Schneemasse fest zugepfropft. Mit Kochgeschirren beginnen wir zu scharren. Bald kommt eine Schaufel zum Vorschein. Jetzt geht es wesentlich besser.

Im Schlafabteil der Höhle ist ein Hohlraum frei geblieben. Dorthin werfen wir den Schnee, um möglichst rasch ans Tageslicht zu gelangen. Wenn nur draußen nicht auch noch meterhoch Schnee aufgetürmt ist!

Aber nein, das kann nicht sein, denn Lager IV liegt ja an einem Steilhang, wo sich kein Lawinenkegel ansammeln kann. Fieberhaft schaufeln wir weiter. Wir spüren schon, dass die hier oben sehr dünne Luft langsam verbraucht ist. Mein Schädel brummt, ich möchte am liebsten schlafen. Aber wenn es ums Leben geht, arbeitet der Körper instinktiv weiter. Ich denke an einen Stolleneinsturz in irgendeinem Kohlenbergwerk, und derweil scharren wir unentwegt wie Maulwürfe. Es gibt nur eines: hinaus ans Tageslicht! Ich habe keine Lust, hier oben lebendig begraben zu sein. «Katastrophe am Dhaulagiri!» würden die Zeitungen schreiben, «sie sind selber schuld, sie haben es ja so gewollt», würden die Kritiker sagen. Die Hände drohen, ihren Dienst zu versagen. Jetzt nur nicht einschlafen! Fest auf die Zähne gebissen und vorwärts! Hopp, weg mit diesem elenden weißen Zeug! Mein Lebtag will ich nichts mehr

von Schnee wissen. Die Angst vor dem Begrabensein ist gewichen, ich kenne nur noch eines: blinde Arbeitswut. Mit wuchtigen Hieben schlagen wir auf die weiße Masse vor uns ein. Merkwürdig bekommen wir allmählich mehr Luft, der Ausgang kann nicht mehr fern sein. Da, der erste Lichtschimmer! Bläulich ist alles um uns. Jetzt nur nicht noch im letzten Moment aufgeben, bald wird es geschafft sein! Ein kräftiger Stoß mit dem Schaufelstiel – und frische Luft strömt wieder in unser Gefängnis herein. Wie gut das tut! Noch ein paar Schaufeln voll müssen weggeschafft werden, dann stehen wir todmüde im Freien.

Ich blicke den Hang hinunter und kann gerade noch eine Kolonne von Leuten entdecken, die zu Lager III absteigen. Die Kameraden! Die Lawine muss sie schneller als gewünscht den Hang hinabgeführt haben. Aber es scheint auch für sie glimpflich abgelaufen zu sein. Wenn auch langsam, so bewegen sich doch alle ununterbrochen dem Hauptlager zu. Dichtes Schneetreiben herrscht, die Sicht ist sehr schlecht.

Die Hälfte unserer Höhle ist noch verschüttet. Da und dort kommen Gegenstände zum Vorschein: Lebensmittelkonserven, Zipfel von Luftmatratzen, Sauerstoffflaschen. Wo ist mein Rucksack? Da, ein Tragriemen. Nein, es ist nur der Lederriemen eines Sondierstangenpaketes. Aber meinen Rucksack muss ich haben! Endlich finde ich ihn unter einem Schneehaufen. Gottlob war er verschlossen, sodass alles noch beisammen ist. Aber o weh, wie sehen meine Fellstiefel aus! Völlig mit Schnee sind sie angefüllt. Ein Glück, dass ich noch normale Bergschuhe hier habe. In diesen Fellstiefeln möchte ich nicht absteigen.

Draußen schneit es gemütlich weiter. Jeden Moment kann eine Nachlawine das steile «Birnen»-Couloir herunterrauschen. Wir müssen pressieren. Wenn wir uns beeilen, können wir in einer Stunde im Hauptlager drunten sein. Es ist jetzt 17 Uhr, also haben wir gerade noch genügend Zeit, vor Einbruch der Dunkelheit abzustiegen. Ich möchte nicht noch eine Nacht in dieser ungemütlichen, fast völlig verwüsteten Behausung verbringen und dazu kein Auge zudrücken können vor lauter Angst, ein zweites Mal durch eine Lawine verschüttet zu werden. Nein, nur das nicht! Dann lieber jetzt gleich hinaus. Es kann nur noch schlimmer werden am Berg, denn es schneit ja ohne Unterbrechung weiter, und die Schneedecke nimmt rasch an Dicke zu. Die Sicht ist